

JEAN KWOK
Goodbye Chinatown



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Die elfjährige Kimberly Chang verlässt mit ihrer Mutter Hongkong, um in New York ein neues Leben zu beginnen. Doch anstatt ihre Schwester wie versprochen als Haushälterin einzustellen, lässt Tante Paula die beiden für einen Hungerlohn in ihrer Kleiderfabrik in Chinatown arbeiten. Sie schiebt sie in eine illegale Wohnung ab, die von Kakerlaken und Ratten heimgesucht wird und im Winter nicht beheizbar ist. Kimberly beginnt das Leben in Röcken zu errechnen, die sie abends und nachts in der Fabrik produzieren muss: Eine U-Bahn-Karte zur Arbeit kostet zweihundert Röcke, ein neues Spielzeug an die tausend. Doch was Tante Paula nicht ahnt: Kimberly ist ein hochbegabtes Kind und trotz anfänglicher Sprachschwierigkeiten eine brillante Schülerin. Von der staatlichen Highschool im Brooklyner Ghetto schafft sie es bald mit einem Stipendium an eine renommierte Privatschule. Doch Kimberly kann ihren Weg nur gehen, wenn es ihr gelingt, auch ihre sanftmütige Mutter aus dem Elend Chinatowns herauszuholen.

Autorin

Jean Kwok wurde als jüngstes von sieben Kindern in Hongkong geboren. Ihre Familie emigrierte nach Brooklyn, wo auch Jean lange Zeit in einem Sweatshop in Chinatown arbeitete. Sie wurde frühzeitig an der Harvard-Universität angenommen und übernahm dort meistens vier Jobs gleichzeitig, um ihre Familie zu unterstützen und ihr Studium zu finanzieren. Heute lebt Jean Kwok mit ihrem Mann und zwei Söhnen in den Niederlanden. »Goodbye Chinatown« ist ihr erster Roman.

Jean Kwok

Goodbye
Chinatown

Roman

Übersetzt von
Verena Kilchling

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Girl in Translation« bei Riverhead Books,
a member of Penguin Group (USA) Inc.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Jean Kwok

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Corbis/ImageMore Co. Ltd.;

FinePic; Getty Images/Elaine K. Lee

Redaktion: Cathrin Wirtz

MR · Herstellung: Str

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47234-5

www.goldmann-verlag.de

Für Erwin, Stefan und Milan
und im Gedenken an meinen Bruder
Kwan S. Kwok.

Prolog

Ich bin mit einem Talent auf die Welt gekommen. Keinem tänzerischen oder komödiantischen Talent oder etwas ähnlich Gefälligem. Nein, ich hatte immer schon ein Händchen für die Schule. Alles, was dort gelehrt wurde, lernte ich schnell und ohne große Mühe. So als wäre die Schule eine riesige Maschine und ich ein Zahnrad, das perfekt in diese Maschine passte. Was nicht heißen soll, dass mir der Unterricht immer leichtfiel. Als Mama und ich nach Amerika zogen, sprach ich kaum ein Wort Englisch und hatte lange Zeit damit zu kämpfen.

Es gibt ein chinesisches Sprichwort, in dem es heißt, dass das Schicksal aus Winden besteht, die von allen Seiten durch unser Leben blasen und uns die Pfade der Zeit entlangtreiben. Willensstarke Menschen können gegen den Sturm ankämpfen und so vielleicht ihren eigenen Weg wählen, während die Schwachen dorthin gehen müssen, wohin der Wind sie treibt. Ich selbst würde sagen, dass ich weniger von Winden getrieben, als von der Macht meiner eigenen Entscheidungen vorwärtsgezerrt wurde, während ich mich eigentlich die ganze Zeit nach dem sehnte, was ich nicht haben konnte. Und als endlich alles, was ich mir je gewünscht hatte, in greifbare Nähe gerückt schien, traf ich eine Entscheidung, die die Flugbahn meines restlichen Lebens für immer veränderte.

Von meinem Standort vor dem Schaufenster des Brautmodengeschäfts aus sehe ich das kleine Mädchen still zu Füßen

der Ankleidepuppe sitzen, die Augen zugekniffen, umschlossen von den schweren Falten der herabfallenden Stoffbahnen. Ich denke: *Das ist kein Leben, das ich für mein Kind wollte.* Ich weiß genau, wie es laufen wird: Sie verbringt schon jetzt ihre gesamte Zeit nach der Schule im Laden und erledigt kleinere Aufgaben wie das Sortieren von Glasperlen; später wird sie lernen, von Hand zu nähen und dann mit der Nähmaschine, bis sie schließlich einen Teil der Stick- und Feinarbeiten übernehmen kann. Und dann wird auch sie ihre Tage und Wochenenden über endlose Meter Stoff gebeugt verbringen. Für sie wird es keine Besuche bei Freunden zum Spielen geben, keinen Schwimmunterricht, keine Sommerferien am Strand, überhaupt nicht viel mehr als den unablässigen Rhythmus der Nähnaedel.

Aber dann, als ihr Vater hereinkommt, blicken wir beide auf, und nach all den Jahren und allem, was passiert ist, bäumt sich mein Herz in meiner Brust immer noch auf wie ein verwundetes Tier.

War ich jemals so schön wie sie? Es gibt fast keine Fotos von mir als Kind. Wir konnten uns keine Kamera leisten. Der erste Schnappschuss von mir, aufgenommen in den Vereinigten Staaten, war ein Schulfoto aus dem Jahr, als ich nach Amerika kam. Ich war elf. Später kam eine Zeit in meinem Leben, in der ich nur noch nach vorne blicken wollte, und da zerriss ich das Foto. Doch statt die Einzelteile wegzuwerfen, steckte ich sie in einen Umschlag.

Vor kurzem habe ich diesen Umschlag wiedergefunden und ihn von Staub befreit. Ich habe ihn aufgeschlitzt und die zerrissenen Papierfetzen darin berührt: hier die Spitze eines Ohrs, dort ein Teil des Kinns. Meine Mutter hatte mir die Haare geschnitten, ungleichmäßig und zu kurz, weit rechts auf dem Kopf gescheitelt und wie bei einem Jungen seitlich

in die Stirn gekämmt. Das Wort PROBEABZUG bedeckt einen Großteil meines Gesichts und einen Teil meiner blauen Polyesterbluse. Wir hatten kein Geld für das richtige Foto und behielten deshalb das Muster, das man uns nach Hause geschickt hatte.

Aber wenn ich die einzelnen Fetzen des Fotos wie Puzzelteile zusammensetze, blicken meine Augen noch immer direkt in die Kamera, und jeder, der sich die Mühe macht, genau hinzuschauen, erkennt darin die Hoffnung und den Ehrgeiz. Hätte ich es doch nur gewusst.

Eine schmelzende Eisschicht bedeckte den Asphalt. Ich beobachtete meine Gummistiefel genau, wie meine Fußspitzen auf dem Eis rutschten, wie meine Absätze es zum Splintern brachten. Eis kannte ich bisher nur in Form von kleinen Stückchen in geistigen Rote-Bohnen-Drinks. Dieses Eis war wildes Eis, Eis, das Straßen und Gebäuden die Stirn bot.

»Wir haben wirklich Glück, dass in einem von Mr Ns Gebäuden eine Wohnung frei geworden ist«, hatte Tante Paula auf der Fahrt zu unserer neuen Nachbarschaft gesagt. »Ihr müsst sie natürlich erst in Ordnung bringen, aber Wohnraum in New York ist so was von teuer! Und für das, was sie bietet, ist diese Wohnung ein Schnäppchen.«

Ich konnte kaum noch sitsitzen im Auto und drehte ständig den Kopf auf der Suche nach Wolkenkratzern. Ich konnte keine entdecken. Dabei wünschte ich mir so sehr, endlich das New York zu sehen, von dem ich in der Schule gehört hatte: *Min-hat-ton* mit seinen glitzernden Kaufhäusern, und vor allem die Freiheitsgöttin, die stolz über den Hafen wacht. Aber jetzt, auf unserer Fahrt, gingen die Highways allmählich in unvorstellbar breite, nicht enden wollende Boulevards über. Die Gebäude wurden schmutziger, hatten kaputte Fenster und waren mit englischer Schrift besprüht. Wir bogen ein paar Mal ab und fuhren schließlich an einer Gruppe von Menschen vorbei, die trotz der frühen Stunde in einer langen Schlange anstanden. Onkel Bob parkte neben einem drei-

stöckigen Gebäude, dessen Schaufenster mit Brettern zugenagelt waren. Ich dachte erst, er würde nur anhalten, um irgendetwas abzuholen, aber dann kletterten plötzlich alle aus dem Auto auf den eisbedeckten Asphalt.

Die Menschen in der Schlange warteten darauf, das Haus rechts von uns betreten zu dürfen, über dem ein Schild mit der Aufschrift *Sozialamt* hing. Ich wusste nicht genau, was das war. Fast alle Wartenden waren schwarz. Ich hatte vorher noch nie schwarze Menschen gesehen. Die Haut einer Frau, die fast ganz vorne stand und die ich daher am besten sehen konnte, war schwarz wie Kohle, und in ihrer wolkenartigen Haarpracht schimmerten goldene Perlen. Trotz ihres ausgefransten Mantels fand ich sie einfach atemberaubend. Manche trugen ganz normale Kleider, aber einige Leute in der Schlange sahen erschöpft und ungepflegt aus, mit glasierten Augen und ungewaschenem Haar.

»Starr nicht so!«, zischte mir Tante Paula zu. »Sonst werden sie noch auf uns aufmerksam.«

Ich drehte mich wieder zum Auto um, aus dem die Erwachsenen bereits unsere wenigen Habseligkeiten geladen hatten, um sie dann vor der zugenagelten Schaufensterfront zu stapeln. Wir besaßen drei Koffer aus Tweed, Mamas Geigenkoffer, ein paar sperrige, in braunes Papier gewickelte Pakete und einen Besen. Vor der Haustür war ein großer nasser Fleck zu sehen.

»Was ist das, Mama?«

Sie beugte sich über den Fleck und betrachtete ihn genauer.

»Nicht anfassen«, riet Onkel Bob, der hinter uns stand. »Das ist Pisse.«

Wir machten beide einen Satz nach hinten.

Tante Paula legte je eine behandschuhte Hand auf unsere

Schultern. »Macht euch keine Sorgen«, sagte sie beschwichtigend, aber auf mich wirkte ihr Gesichtsausdruck nicht gerade beruhigend. Sie sah angespannt und ein wenig verlegen aus. »Die Leute aus eurer Wohnung sind gerade erst ausgezogen, deshalb hatte ich noch keine Gelegenheit, sie mir anzusehen. Denkt immer daran: Wenn es Probleme gibt, schaffen wir sie aus der Welt. Gemeinsam. Schließlich sind wir eine Familie.«

Mama seufzte und legte ihre Hand auf Tante Paulas Hand.
»Gut.«

»Außerdem habe ich eine Überraschung für euch. Hier.« Tante Paula ging zum Auto und holte einen Karton heraus, in dem einige Gegenstände lagen: ein Radiowecker, ein paar Bettlaken und ein kleiner Schwarzweißfernseher.

»Danke«, sagte Mama.

»Nicht doch«, antwortete Tante Paula. »Jetzt müssen wir aber los. Wir kommen sowieso schon zu spät in die Fabrik.«

Ich hörte sie davonfahren, während sich Mama an der bedrohlich vor uns aufragenden Haustür mit den Schlüsseln abmühte. Als sie die Tür endlich aufgeschlossen hatte, schien sie sich zunächst zu widersetzen, sprang dann aber doch auf und gab den Blick auf eine nackte Glühbirne frei, die wie ein Zahnstumpf in ihrem schwarzen Schlund leuchtete. Die Luft roch feucht und staubig zugleich.

»Mama«, flüsterte ich. »Sind wir hier denn sicher?«

»Tante Paula würde uns nirgendwo hinschicken, wo wir nicht sicher wären«, antwortete sie, aber in ihrer leisen Stimme schwang ein Hauch von Zweifel mit. Obwohl Mamas Kantonesisch normalerweise klar und deutlich war, hörte man ihre ländlichen Wurzeln heraus, wenn sie nervös war.
»Gib mir den Besen.«

Während ich unsere Sachen in den engen Eingangsbereich brachte, nahm sich Mama mit dem Besen die Treppe vor.

»Bleib hier, und lass die Tür offen«, sagte sie. Ich wusste, ihr ging es darum, dass ich notfalls schnell Hilfe holen konnte.

Das Herz pochte mir bis zum Hals, als ich sie die Holztreppe hochgehen sah. Die Stufen waren vom jahrelangen Gebrauch abgenutzt und verzogen und neigten sich zum Geländer hin steil nach unten. Ich hatte Angst, dass eine Stufe durchbrechen und Mama abstürzen würde. Als sie auf dem ersten Treppenabsatz angekommen war und um die Ecke bog, verlor ich sie aus den Augen und hörte nur noch, wie sie eine Treppenstufe nach der anderen zum Knarzen brachte. Ich suchte unser Gepäck nach einem Gegenstand ab, den ich als Waffe benutzen konnte. Ich würde schreien und dann nach oben rennen, um ihr zu helfen. Vor meinem inneren Auge tauchten die Raufbolde aus meiner alten Schule in Hongkong auf: der dicke Wong und der lange Lulatsch Lam. Warum war ich nicht so groß und stark wie sie? Von oben war ein Schlurfen zu hören, eine Tür schnappte auf, Dielen ächzten. War das Mama oder jemand anders? Ich spitzte die Ohren und lauschte auf ein Keuchen oder einen dumpfen Schlag. Es blieb still.

»Komm hoch!«, rief sie. »Du kannst die Tür jetzt zumachen.«

Meine Glieder erschlafften, als hätte man die Luft aus ihnen herausgelassen. Neugierig lief ich die Treppe hoch, um mir unsere neue Wohnung anzusehen.

»Pass auf, dass du nichts berührst«, sagte Mama.

Ich stand in der Küche. Der Wind pffte durch die beiden Fenster zu meiner Rechten, und ich fragte mich, warum Mama sie aufgemacht hatte. Dann sah ich, dass sie zu waren, aber dass die meisten Fensterscheiben fehlten oder gesprungen waren. Aus den Holzrahmen ragten nur noch schmutzige Scherben. Eine dicke Schicht Staub bedeckte den kleinen

Küchentisch und die breite Spüle, die weiß und von Lochfraß befallen war. Ich bemühte mich, den vertrockneten Körpern der toten Kakerlaken auszuweichen, die auf dem Boden verstreut lagen. Sie waren riesig, und ihre Beine waren umrahmt von den scharfen Schatten, die sie warfen.

Das Bad war in der Küche, und die Tür befand sich direkt gegenüber dem Herd, was, wie jedes Kind weiß, furchtbares Fengshui bedeutet. Um Spüle und Kühlschrank herum war ein Teil des dunkelgelben Linoleumbodens abgerissen und gab den Blick auf die darunterliegenden, völlig verzogenen Dielen frei. Die Wände hatten Risse oder wölbten sich nach außen, als hätten sie etwas verschluckt. An manchen Stellen war die Farbe abgeblättert und entblößte den nackten Gips wie Fleisch unter der Haut.

Von der Küche ging ein weiteres Zimmer ab, ohne Tür dazwischen. Als wir es betraten, sah ich aus den Augenwinkeln mehrere braune Punkte langsam in die Wände verschwinden: lebende Kakerlaken. In den Wänden konnten sich auch Ratten oder Mäuse verbergen. Ich nahm Mama den Besen aus der Hand, den sie immer noch festhielt, drehte ihn um und knallte den Stiel fest gegen den Boden.

»Ah-Kim«, sagte sie. »Du störst noch die Nachbarn!«

Ich hörte mit dem Hämmern auf und schwieg, obwohl ich den dumpfen Verdacht hatte, dass wir die einzigen Mieter im Gebäude waren.

Die Fenster des zweiten Zimmers gingen zur Straße und waren intakt. Mir kam der Gedanke, dass Tante Paula vermutlich nur die Fenster hatte reparieren lassen, die für die Außenwelt sichtbar waren. Obwohl das Zimmer kahl und leer war, stank es nach altem Schweiß. In der Ecke lag eine Doppelmatratze auf dem Boden. Sie war blau-grün gestreift und hatte Flecken. Außerdem gab es einen niedrigen Couchtisch,

dessen eines Bein zu kurz war und auf dem ich in Zukunft meine Hausaufgaben machen würde, und eine Kommode, von der die weiße Farbe rieselte wie Schuppen von einem Kopf. Das war alles.

Was Tante Paula gesagt hatte, konnte nicht stimmen. In dieser Wohnung hatte schon lange niemand mehr gelebt, dachte ich. Mir ging auf, dass sie alles absichtlich so arrangiert hatte: Sie hatte uns unter der Woche einziehen lassen statt am Wochenende und uns in letzter Sekunde die Geschenke in die Hand gedrückt. Nachdem sie uns hier abgesetzt hatte, hatte sie die Fabrik als Vorwand benutzt, um schnell wieder fahren zu können, um abzuhaufen, während wir uns bei ihr noch für ihre Güte und Großzügigkeit bedankten. Tante Paula würde uns bestimmt nicht helfen. Wir waren ganz auf uns alleine gestellt.

Ich schlang die Arme um meinen Körper und flehte: »Mama, ich will nach Hause!«

Mama beugte sich zu mir hinunter und lehnte ihre Stirn an meine. Sie brachte zwar kein Lächeln zustande, aber ihre Augen leuchteten. »Wir schaffen das schon. Du und ich, Muttertier und Junges.« Wir beide als Familie.

Ich fragte mich, was Mama wirklich von alledem hielt. Mama, die im Restaurant alle Tassen und Essstäbchen mit ihrer Serviette abwischte, weil sie ihr nicht sauber genug waren. Auch für Mama musste in ihrer Beziehung zu Tante Paula etwas Neues zutage getreten sein, als sie die Wohnung sah, etwas Nacktes, das unter der Oberfläche ihrer höflichen Gespräche pochte.

In unserer ersten Woche in den Vereinigten Staaten hatten Mama und ich in dem niedrigen, quadratischen Haus von Tante Paula und ihrer Familie auf Staten Island gewohnt. Am

Abend unserer Ankunft aus Hongkong war es kalt draußen, und durch die Heizungsluft im Haus fühlte sich mein Hals trocken an. Mama hatte Tante Paula, ihre älteste Schwester, seit dreizehn Jahren nicht mehr gesehen, seit dem Tag, als Tante Paula Hongkong verlassen hatte, um Onkel Bob zu heiraten, der schon als Kind nach Amerika ausgewandert war. Ich hatte von der großen Fabrik gehört, die Onkel Bob führte, und mich schon immer gefragt, warum so ein reicher Mann nach Hongkong zurückkehren musste, um eine Frau zu finden. Jetzt sah ich, dass er sich beim Gehen auf einen Stock stützte, und mir wurde klar, dass mit seinem Bein etwas nicht stimmte.

»Mama, können wir jetzt essen?« Das Chinesisch meines Cousins Nelson klang unbeholfen, die Betonung war falsch. Bestimmt hatte man ihm gesagt, er sollte uns zuliebe chinesisch sprechen.

»Gleich. Aber zuerst gibst du deiner Cousine einen Kuss und heißt sie in Amerika willkommen«, befahl Tante Paula. Sie nahm den dreijährigen Godfrey bei der Hand und schubste Nelson in meine Richtung. Nelson war elf, genau wie ich, und man hatte mir versprochen, dass er mein bester Freund werden würde. Ich betrachtete ihn eingehend: Er war ein dicker Junge, hatte jedoch magere Beine.

Nelson rollte mit den Augen. »Willkommen in Amerika«, sagte er laut, damit die Erwachsenen es hörten. Er beugte sich vor, tat so, als würde er mir einen Kuss auf die Wange geben, und sagte leise: »Du bist eine Harke voller Dreck.« Er nannte mich eine Landpomeranze. Dieses Mal war seine Betonung perfekt.

Mein Blick schoss hinüber zu Mama, die aber hatte nichts gehört. Zuerst war ich schockiert von seinen schlechten Manieren und spürte, wie mir die Röte den Hals hinaufkroch. Aber dann lächelte ich und tat so, als würde ich ihm meiner-

seits einen Kuss geben. »Wenigstens bin ich keine Kartoffel mit Räucherstäbchen als Beinen«, flüsterte ich.

Die Erwachsenen strahlten.

Wir wurden herumgeführt. Mama hatte mir erzählt, dass wir in unserem neuen Leben in Amerika bei Tante Paula wohnen und uns um Nelson und Godfrey kümmern würden. Das Haus kam mir sehr luxuriös vor, mit orangefarbenem Teppichboden statt der einfachen Betonböden, die ich gewöhnt war. Während ich den Erwachsenen durchs Haus folgte, fiel mir auf, wie groß Tante Paula war, fast so groß wie ihr Mann. Neben ihr wirkte Mama, die gerade krank gewesen war und ziemlich abgenommen hatte, klein und zerbrechlich. Allzu lange konnte ich jedoch nicht darüber nachdenken, weil ich zum ersten Mal barfuß herumlaufen durfte und mich wunderte, wie kratzig sich der Teppich anfühlte.

Tante Paula zeigte uns all ihre Möbel und einen ganzen Schrank voller Bett- und Tischwäsche. Am meisten aber beeindruckte mich das heiße Wasser, das aus den Hähnen kam. So etwas hatte ich noch nie gesehen. In Hongkong war das Wasser rationiert. Es war immer kalt und musste abgekocht werden, bevor man es trinken konnte.

Dann öffnete Tante Paula ihre Küchenschränke, um uns ihre blitzblanken Kuchenformen und Töpfe zu zeigen. »Wir haben ausgezeichneten weißen Tee«, sagte sie stolz. »Die Blätter entrollen sich nach dem Aufgießen und werden so lang wie ein Finger. Ein sehr zartes Aroma. Bitte trinkt doch, so viel ihr möchtet. Und hier sind die Pfannen. Aus Edelstahl, perfekt zum Braten und Dämpfen.«

Als Mama und ich am nächsten Morgen auf den Sofas aufwachten, die uns als Nachtlager dienten, hatten Tante Paula und Onkel Bob bereits das Haus verlassen, um die Kinder

in den Kindergarten beziehungsweise die Schule zu bringen und ihre Arbeit in der Kleiderfabrik anzutreten. Auf einem Zettel stand jedoch, dass Tante Paula gegen Mittag nach Hause kommen würde, um alles für uns zu regeln.

»Sollen wir mal diesen besonderen weißen Tee probieren?«, fragte ich Mama.

Mama zeigte auf die Küchenablage. Darauf stand nichts als eine alte Keramikkanne und eine Schachtel mit billigem grünem Tee. »Mein Herzblatt, glaubst du denn, das steht dort rein zufällig?«

Ich starrte zu Boden und schämte mich für meine Dummheit.

»Chinesisch ist manchmal nicht leicht zu verstehen«, erklärte Mama. »Manches kommt eben nicht direkt zur Sprache. Aber wir dürfen uns nicht über Kleinigkeiten ärgern. Jeder hat seine Fehler.« Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, und als ich aufblickte, war ihr Gesicht ganz ruhig. Ich sah, dass sie wirklich meinte, was sie sagte. »Du darfst nie vergessen, wie tief wir in Tante Paulas und Onkel Bobs Schuld stehen, weil sie uns aus Hongkong herausgeholt und hierher nach Amerika gebracht haben, zum Goldenen Berg.«

Ich nickte. Meine Klassenkameraden hatten ihren Neid kaum verbergen können, als sie gehört hatten, dass wir in die USA zogen. Bevor die Briten Hongkong 1997 planmäßig an die chinesisch-kommunistische Regierung zurückgaben, war die Ausreise äußerst kompliziert gewesen. Es gab so gut wie kein Entkommen, es sei denn, man war eine Frau – und hübsch oder charmant genug, um von einem chinesisch-amerikanischen Mann geheiratet zu werden, der auf der Suche nach einer Ehefrau nach Hongkong zurückkehrte. Genau das war Tante Paula passiert. Und jetzt war sie so nett, uns an ihrem Glück teilhaben zu lassen.

Als Tante Paula an jenem ersten Vormittag in Amerika nach Hause kam, bat sie Mama und mich, uns mit ihr an den Küchentisch zu setzen.

»Also, Kimberly«, sagte Tante Paula und trommelte mit den Fingern auf die Plastikischdecke. Sie roch nach Parfüm und hatte ein Muttermal auf der Oberlippe. »Ich habe gehört, was für ein aufgewecktes Kind du bist.« Mama lächelte und nickte; in Hongkong war ich immer Klassenbeste gewesen. »Du wirst deiner Mutter hier eine große Hilfe sein«, fuhr Tante Paula fort. »Und Nelson kann sicher auch viel von dir lernen.«

»Nelson ist aber auch ein schlauer Junge«, warf Mama ein.

»Oh ja, er schlägt sich recht ordentlich in der Schule, und sein Lehrer hat mir gesagt, dass er irgendwann bestimmt einen wunderbaren Anwalt abgibt, weil er so gerne widerspricht. Aber von jetzt an hat er Grund, sich besonders anzustrengen, nicht wahr? Um mit seiner hochbegabten Cousine mitzuhalten!«

»Du setzt ihr den hohen Hut der Schmeichelei auf den Kopf, ältere Schwester! Sie wird es nicht leicht haben hier. *Ah*-Kim spricht kaum ein Wort Englisch.«

»Das ist allerdings ein Problem. Nelson braucht auch Hilfe bei seinem Chinesisch – diese in Amerika geborenen Kinder! Aber du solltest sie ab jetzt bei ihrem amerikanischen Namen rufen, kleine Schwester: Kimberly. Es ist sehr wichtig, dass man einen Namen hat, der so amerikanisch wie möglich klingt. Sonst glauben die Leute, man wäre gerade erst vom Schiff gestiegen!« Tante Paula lachte.

»Wenn wir dich nicht hätten«, bemerkte Mama höflich. »Wir möchten uns sobald wie möglich revanchieren. Wann soll ich mit Nelsons Chinesisch-Unterricht anfangen?«

Tante Paula zögerte. »Genau darüber wollte ich mit dir sprechen. Der Unterricht ist nicht mehr nötig.«

Mama zog die Augenbrauen hoch. »Ich dachte, du wolltest, dass Nelson besser Chinesisch spricht? Sollte ich mich nicht um Godfrey kümmern und Nelson von der Schule abholen? Du hast doch gesagt, dass der Babysitter so teuer ist, und nachlässig noch dazu. Bleibst du zu Hause und kümmerst dich selbst um die Kinder?« Mama fing vor lauter Verwirrung an zu stammeln. Warum ließ sie Tante Paula nicht einfach reden?

»Nein, nein.« Tante Paula kratzte sich seitlich am Hals, eine Geste, die ich schon vorher an ihr beobachtet hatte. »Ich wünschte, das ginge. Aber ich bin inzwischen so ausgelastet mit meinen vielen Verpflichtungen: die Fabrik, die Immobilien von Mr N. Ständig habe ich Kopfschmerzen.« Tante Paula hatte uns bereits wissen lassen, dass sie unverzichtbar war und nicht nur die Kleiderfabrik leitete, sondern auch eine Reihe von Gebäuden für einen entfernten Verwandten von Onkel Bob verwaltete, einen Geschäftsmann aus Taiwan, den sie »Mr N.« nannte.

Mama nickte. »Du musst auf deine Gesundheit achten ...« Ihr Tonfall war forschend. Auch ich fragte mich, wohin das Gespräch führen würde.

Tante Paula spreizte die Hände. »Jeder will mehr Geld, alles muss Profit abwerfen. Jedes Gebäude, jede Lieferung ...« Sie sah Mama an, aber ich wurde nicht schlau aus ihrem Gesichtsausdruck. »Ursprünglich hatte ich mir vorgestellt, dass es mir die Kindererziehung erleichtern würde, dich hierher-zuholen. Aber dann hattest du deine Probleme.«

Vor rund einem Jahr war bei Mama Tuberkulose diagnostiziert worden, zu einem Zeitpunkt, als der Papierkram für unsere Auswanderung bereits erledigt gewesen war. Monatelang hatte sie riesige Tabletten hinunterwürgen müssen. Ich sah sie immer noch vor mir, wie sie in Hongkong fiebernd im Bett

lag, aber wenigstens hatten die Antibiotika dem Husten und den blutbefleckten Taschentüchern ein Ende gemacht. Das Datum unserer Abreise nach Amerika war zweimal verschoben worden, bis ihr die Ärzte und die Einwanderungsbehörde endlich grünes Licht gaben.

»Ich bin wieder vollkommen gesund«, sagte Mama.

»Natürlich. Ich bin so froh, dass es dir wieder gut geht, kleine Schwester. Aber wir müssen ganz sicher sein, dass du keinen Rückfall bekommst. Auf zwei so lebhaftige Jungs wie Nelson und Godfrey aufzupassen ist zu viel für dich. Jungs sind nicht wie Mädchen.«

»Ich bin mir sicher, dass ich das schaffe«, erwiderte Mama. Sie warf mir einen liebevollen Blick zu. »Ah-Kim war auch ein richtiges Äffchen, als sie klein war.«

»Das kann ich mir vorstellen. Aber wir wollen auch nicht, dass die Jungs sich etwas einfangen. Sie waren schon immer sehr anfällig für Krankheiten.«

Ich gab mir Mühe, das »wahre Chinesisch«, wie Mama es mir beibrachte, zu verstehen. Aus dem unbehaglichen Schweigen, das nun folgte, las ich, dass es in Wirklichkeit gar nicht um Krankheiten ging. Aus irgendeinem Grund behagte Tante Paula der Gedanke nicht, dass sich Mama um ihre Kinder kümmerte.

»Wir sind dir jedenfalls dankbar, dass du uns hergeholt hast«, sagte Mama schließlich und löste damit die Anspannung. »Aber wir dürfen dir nicht zur Last fallen. Ich muss arbeiten.«

Tante Paulas Körperhaltung entspannte sich, sie schlüpfte in eine neue Rolle. »Ihr seid meine Familie!« Sie lachte. »Dachtet ihr, ich bin nicht in der Lage, für euch zu sorgen?« Sie stand auf, kam zu mir herüber und legte einen Arm um meine Schultern. »Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung

gesetzt und dir eine Stelle in der Kleiderfabrik besorgt. Ich habe sogar eine Arbeiterin gefeuert, um Platz für dich zu machen. Siehst du? Deine ältere Schwester kümmert sich um dich. Die Arbeit ist so einfach, als würdest du ein totes Hühnchen auflesen.« Tante Paula meinte damit, dass die Arbeit, die sie für Mama organisiert hatte, das große Los war, vergleichbar mit einem leckeren Gratis-Hühnchen zum Abendessen.

Mama schluckte, als sie verstand, was Tante Paula von ihr verlangte. »Ich werde mein Bestes geben, große Schwester, aber nichts, was ich nähe, wird jemals gerade. Ich werde üben.«

Tante Paula lächelte immer noch. »Das weiß ich noch genau!« Ihr Blick schweifte über meine selbst genähte Bluse mit der unregelmäßigen roten Ziernaht. »Früher habe ich immer über die kleinen Kleider gelacht, die du versucht hast zu nähen. Du könntest zehntausend Jahre üben und wärst doch nie schnell genug. Deshalb habe ich dich zum Aufhängen eingeteilt – du übernimmst die Endbearbeitung der Kleidungsstücke. Dafür sind keine besonderen Fähigkeiten nötig, nur harte Arbeit.«

Mamas Gesicht war blass und angespannt, aber sie sagte: »Danke, ältere Schwester.«

Nach diesem Gespräch wirkte Mama in Gedanken versunken und spielte nicht mehr auf ihrer Geige, nicht ein einziges Mal. Ein paar Mal nahm Tante Paula sie ohne mich mit, um ihr die Fabrik und das U-Bahn-Netz zu zeigen. Wenn Mama und ich alleine waren, schauten wir meistens Farbfernsehen, was neu und aufregend für uns war, auch wenn wir nicht verstanden, worum es ging. Einmal aber schlang Mama die Arme um mich und hielt mich eine ganze Folge von *I love Lucy* lang fest umarmt, so als sei *sie* diejenige, die Trost bei *mir* suchte. Ich wünschte mir mehr als je zuvor, dass Papa hier wäre, um uns zu helfen.



Jean Kwok

Goodbye Chinatown

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47234-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Juni 2012

Tagsüber fasziniert sie ihre Lehrer mit ihrem brillanten Verstand. Nachts näht sie für einen Hungerlohn Röcke in Chinatown. Die junge Kimberly Chang lebt in zwei Welten. Doch nur eine Welt kann ihr eine Zukunft bieten...

Die elfjährige Kimberly Chang verlässt mit ihrer Mutter Hongkong, um in New York bei einer Verwandten ein neues Leben zu beginnen. Doch dort angekommen, lässt Tante Paula die beiden für einen Hungerlohn in ihrer Kleiderfabrik arbeiten. Kimberly aber ist ein hochbegabtes Kind mit einem brillanten mathematischen Verstand. Ihre Lehrer merken bald, dass sie zu Höherem bestimmt ist. Doch Kimberly kann ihren Weg nur gehen, wenn es ihr gelingt, auch ihre sanftmütige Mutter aus dem Elend Chinatowns herauszuholen.